

«STRAIGHT OUTTA COMPTON»

Ein endloses Schulterklopfen

N.W.A trugen Ende der Achtziger den brutalen Alltag im Schwarzenviertel von Los Angeles in die Öffentlichkeit. Der Film «Straight Outta Compton» zeigt: Dr. Dre und Co. haben daraus vor allem für sich selbst Kapital geschlagen.

VON FRANZISKA MEISTER



Wie authentisch darf es sein, wie authentisch muss es sein? Ice Cubes Sohn O'Shea Jackson Jr. als Ice Cube in «Straight Outta Compton». STILL: UNIVERSAL PICTURES

Bereits am Eröffnungswochenende spielte «Straight Outta Compton», ein Film über den Aufstieg der schwarzen Rapformation N.W.A (Niggaz wit' Attitude), in den USA über sechzig Millionen Dollar ein – und die KritikerInnen sind voll des Lobes. Das ist nicht ohne Ironie: Wo N.W.A in den achtziger Jahren mit Reimen wie Pistolenschüssen ZensurInnen bis hin zum FBI aufscheuchten, applaudiert man heute also «Fuck tha Police». Und das ausgerechnet während hitziger Diskussionen um Polizeigewalt gegen Schwarze in Ferguson und anderswo.

Vielleicht liegt es ja daran, dass «Straight Outta Compton» inmitten dieser Debatten das erniedrigende und brutale Vorgehen der Polizei im schwarzen Ghetto von Los Angeles zwar immer wieder zeigt, es aber kaum in einen gesellschaftlichen Kontext einbettet. Vielmehr trägt der zweieinhalbstündige Film von F. Gary Gray über weite Strecken die Züge eines Musikclips, in dem alles um die Freundschaft zwischen den fünf jungen Rappern Ice Cube (gespielt von seinem Sohn O'Shea Jackson Jr.), Dr. Dre (Corey Hawkins), Eazy-E (Jason Mitchell), MC Ren (Aldis Hodge) und DJ Yella (Neil Brown Jr.) kreist: wie sie gemeinsam den Durchbruch schaffen, wie sie im Streit auseinanderbrechen, als Ice Cube und Dr. Dre Solokarrieren starten, und wie sie schliesslich über Eazy-Es frühen Aids Tod wieder zusammenfinden.

Unbedingt authentisch

Alles in allem ist das die uramerikanische Erfolgsgeschichte, die vom Underdog zum Milliardär führt. Oder eben zum Multimilliardär: Als Dr. Dre seine Kopfhörerfirma Beats an Apple verkaufte, wurde er auf einen Schlag um drei Milliarden Dollar reicher – mehr, als je ein Musiker vor ihm in einem einzigen Jahr verdient hat. Wer wollte da länger bestreiten, dass der amerikanische Traum auch armen Schwarzen aus dem Ghetto offensteht?

«Straight Outta Compton» jedenfalls will das nicht – ganz im Gegenteil: Die vier verbleibenden N.W.A-Mitglieder waren bis ins kleinste Detail an der Produktion des Films beteiligt, um sicherzustellen, dass die Geschichte ganz in ihrem Sinn gestaltet wird. «Authentisch» also, was für sie bedeutet: genau so überkommen wie damals, vor allem, was Äusserlichkeiten wie Auftreten und Stil betrifft. Von den schwarzen Bomberjacken und Mützen der Los Angeles Raiders über die gegelten Lockenfrisuren (den Vokuhila gabs auch in Afrovariante) bis hin zum Rappen vor Publikum. Ice Cube erzählt, er habe mitunter die Dreharbeiten am Set unterbrochen, um sicherzustellen, dass die Körperhaltung beim Rappen stimmte. Der Wille zur ethnografischen Dokumentation zeigt sich darüber hinaus in komplizierten Handshakes, endlosem Schulterklopfen und weiteren Ritualen zur gegenseitigen Versicherung der eigenen Männlichkeit, bis hin zu Einschüchterung und Gewalt.

Ähnlich gingen bereits die Black Panthers Ende der sechziger Jahre vor, um den Anspruch auf Black Power ein Gesicht zu geben: Den Cops im Ghetto traten sie mit Beret, schwarzer Lederjacke und offen getragener Waffe gegenüber und forderten die Polizei in verbalen Showdowns heraus. Anders als N.W.A aber taten sie dies aus politischem Kalkül und mit dem Gesetzbuch in der Hand. Sie wollten damit auf die Polizei als Teil einer Besatzungsmacht aufmerksam machen, deren Rolle es ist, den institutionellen Rassismus des Systems aufrechtzuerhalten und die schwarze Ghettobevölkerung so in einem Teufelskreis aus schlechter Schulbildung, Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsabhängigkeit gefangen zu halten. Und sie suchten diesen Rassismus mit eigenen Schulen, einem Frühstücksprogramm für Kinder, kostenlosen Spitälern und weiteren Programmen für die schwarze Ghettobevölkerung zu brechen.

Die Wiederholung der Gewalt

Dieser basispolitische Impetus geht N.W.A vollkommen ab. Lieber zelebrieren sich Ice Cube und Dr. Dre in «Straight Outta Compton» an ausschweifenden Poolpartys in Luxusvillen und mit Goldketten, aufgepumpten Sportwagen und einer endlosen Zahl an Frauen als Accessoires. Das mag ihrem Verständnis von Authentizität entsprechen, wie auch der Umstand, dass es keine Minute dauert, bis die erste Frau im Film als «bitch», Schlampe, bezeichnet wird.

Dass dieses Verständnis von Authentizität nicht immer deckungsgleich ist mit den realen Vorkommnissen in jener Zeit, darauf haben in den vergangenen Wochen gleich mehrere Frauen aus dem damaligen Umfeld von N.W.A hingewiesen. Ihnen geht es nicht nur um verbale Erniedrigungen, sondern um physische Misshandlungen und Gewalt, die sie von N.W.A-Mitgliedern erfahren mussten. Und darum, dass nichts davon Eingang in den Film gefunden hat.

«Zwischen der Unterdrückung schwarzer Männer und der Gewalt, die schwarze Männer an schwarzen Frauen verüben, besteht ein direkter Zusammenhang», schreibt etwa Dee Barnes, die damals eine Hip-Hop-Show am Fernsehen moderierte und von Dr. Dre im Januar 1991 brutal attackiert wurde, weil ihm ihre Berichterstattung über N.W.A missfallen hatte. «Es ist ein Teufelskreis aus Viktimisierung und Wiederholung von Gewalt, der seine Wurzeln im Rassismus hat und durch das Patriarchat fortgeschrieben wird.»

Leider bleiben auch «Straight Outta Compton» und seine Protagonisten in dieser Logik gefangen, statt sie zum Thema zu machen. Sie entlassen so das weisse Mainstreampublikum aus dem Kino, ohne dass es sich mit seiner eigenen Verstrickung in Rassismus und Gewalt gegen Schwarze auseinandersetzen müsste.

«Straight Outta Compton». Regie: F. Gary Gray. USA 2015. Ab 27. August im Kino.

MUSIKPRODUZENTINNEN

Wie man die Beats ein- und die nervigen Zweifel ausblendet

Keine Angst vor der Technik: Die Berliner Musikproduzentin und Toningenieurin Maya Consuelo Sternel gibt in Bern einen Workshop für Frauen, die ihre Sounds selber produzieren möchten.

VON SILVIA SÜESS

Maya Consuelo Sternel kennt die Situation nur allzu gut: Sie baut ein Musikaufnahmeset auf, da kommt ein Toningenieur, schaut ihr kritisch über die Schultern, kontrolliert, ob sie die Kabel am richtigen Ort eingesteckt hat, und will ihr die Ein- und Ausgänge der Aufnahmegeräte erklären. Die Berlinerin schüttelt den Kopf, während sie die Anekdote erzählt, denn als DJ, Musikproduzentin und ausgebildete Toningenieurin ist sie seit Jahrzehnten im Musikbusiness tätig und ein Vollprofi. Und doch: «Wenn du eine Frau bist, wird deine Kompetenz in dieser Branche stets angezweifelt», sagt Sternel. «Ich muss immer beweisen, dass ich es wirklich kann – das ist total nervig.»

Software für den Hausgebrauch

Sternel ist für eine Woche in Bern, um den Female-Homestudio-Workshop zu leiten. Organisiert haben ihn die Berner Musikerin Pamela Méndez und der Verein Helvetiarock (vgl. «Mehr Musikerinnen»). Ziel ist es, den Musikerinnen die Grundlagen der Software Ableton Live sowie verschiedene Produktionstechniken für den Heimgebrauch näherzubringen – und ihnen den Respekt vor der Technik zu nehmen. Denn bis auf ein paar Ausnahmen ist die Ton- und Produktionstechnik noch immer fest in Männerhänden.

Viele Musikerinnen trauen es sich nicht zu, sich mit der Technik auseinanderzusetzen, sagt Regula Frei, Geschäftsführerin von Helvetiarock und selber Musikerin. Dabei sei das heute zwingend: «Heutzutage basteln alle in ihrer Stube oder in ihrem Keller ihre Songs, zum Teil ganz alleine – das ist Teil der Rockmusik.» Die Technikkenntnis braucht man zunächst, um selber Songs zu entwickeln; dank Computerprogrammen kann man alle Instrumente selber einspielen. Und dann braucht man sie, um autonom Demotapes aufzunehmen. «Und wer sich selber etwas auskennt, lässt sich auch nicht so schnell vom Tontechniker oder Produzenten im Studio oder auf der Bühne verunsichern», so Frei.

In der Genderfalle

Jetzt sitzen zehn Frauen zwischen zwanzig und vierzig Jahren in einem ehemaligen Schulzimmer im Kulturzentrum Progr in Bern, jede mit einem Laptop vor sich. Nathalie hat als DJ gearbeitet und möchte gerne selber produzieren. Chiara studiert Kunst, hat auch schon Musikaufnahmen gemacht, kennt aber die Ableton-Software noch nicht. Damaris arbeitet als Tontechnikerin hauptsächlich im Livebereich und möchte sich im Studiobereich weiterbilden. Pascale ist DJ, spielt Gitarre und hat eine Sendung bei einem Alternativradio. Sie habe schon einmal einen Einführungskurs in die Musikproduktion gemacht, allerdings bei einem Mann mit nur männlichen Kursteilnehmern. Und sie sei zu ihrem Ärger sofort in die «Genderfalle gefallen»: «Ich dachte, die Typen können das, nur ich nicht.» Sie hoffe, dass sie durch den Kurs mehr Mut bekomme.

Maya Sternel nickt, ihre knallroten Haare leuchten. Sie trägt ein Shirt mit der Aufschrift «Underground Sounds», darunter prangt das Bild einer Kassette, die im Stil eines U-Bahnplans mit unterschiedlichen Farblinien gezeichnet ist – doch diese bezeichnen keine U-Bahn-Linien, sondern Stilrichtungen im musikalischen Untergrund. Vor ihrem Pult steht der Laptop, hinter ihr auf der Leinwand wird das Ableton-Programm projiziert, mit dem sie die Frauen nun vertraut macht. «Manchmal rede ich im Fachterminus. Bitte einfach sofort fragen!», sagt sie noch, bevor es zackig losgeht: Angefangen wird mit den Beats. Zuerst gibt es eine ganz kurze Einleitung in die Eigenheiten des Schlagzeugs, dann Fragen wie: «Was ist das Besondere an der Snare?» – «Auf welche Takte verteilen sich Kick Drum und Snare?»

Dann zeigt Sternel im Programm, wo die Beats zu finden sind, wie man diese in die

Tonspur zieht, anklickt, übereinanderlegt, leiser oder lauter macht und wieder löscht. Es ist eine vergnügliche Spielerei. Sternel hantiert geschickt mit dem Programm, klickt hier ein Snare und dort ein Hi-Hat an, legt die Beats übereinander und hat schon bald einen Club-Beat zusammengestellt. Später folgt die Einführung in die Sounds und Instrumente am Computer, dann das Einspielen der eigenen Instrumente ins Programm sowie das Kennenlernen verschiedener Arrangieretechniken. Und am Ende des fünftägigen Workshops sollte jede Teilnehmerin mit einem eigens produzierten Song auftreten.

Bereits in den neunziger Jahren fand die heute 42-jährige Sternel Gefallen am Musikmachen mit dem Computer. Sie war damals Drummerin und Keyboarderin in einer Band. Als die Band eine Woche gemeinsam verreisen wollte, hiess es, ihr Schlagzeug habe leider keinen Platz im Auto, sie müsse halt einen Drumcomputer mitnehmen. «Die Jungs von der Band sagten einfach: «Mach mal, Maya» – und das habe ich dann auch getan», sagt Sternel. Wieder zu Hause, schaffte sie sich ein Vierspurgerät an und begann, alleine an Hip-Hop-Songs rumzubasteln. «Eines Tages wurde ich in ein renommiertes Studio eingeladen, um Aufnahmen zu machen, und ich war so schockiert, wie schlecht diese Aufnahmen klangen. Die brachten einfach den Sound nicht hin, schrecklich!» Da habe sie sich gesagt: «Das passiert mir nie mehr!» Sie studierte Tontechnik in Hamburg und reiste nach der Ausbildung mit einem Koffer und einer Liste mit den Adressen der grössten Tonstudios nach New York. Dort klopf-

«Wer sich auskennt, lässt sich nicht so schnell vom Tontechniker verunsichern.»

Regula Frei, Helvetiarock

Mehr Musikerinnen

Der Verein Helvetiarock wurde 2009 gegründet und ist eine Koordinationsstelle für Musikerinnen in Jazz, Pop und Rock. Ziel des Vereins ist es, Frauen untereinander zu vernetzen und mehr Frauen in die Musikbranche zu integrieren.

So vermittelt die Plattform «Helvetia on Stage» Musikerinnen für Anlässe. Ein grosses Anliegen ist die Nachwuchsförderung. Seit zwei Jahren gibt es deshalb die Female-Band-Workshops, die dieses Jahr in dreizehn Kantonen stattfinden: Junge Frauen zwischen 15 und 25 Jahren erarbeiten während acht Monaten unter professioneller Anleitung einer Workshopleiterin ein Live-Repertoire mit einer Band. Am Ende der Workshops finden Konzerte statt, ausserdem gibt es einen Tag in einem Aufnahmestudio. Der nächste Female-Band-Workshop startet kommenden Oktober.

www.helvetiarock.ch

te sie an die Türen, beim dritten Anlauf klappete es: «Da sass ich in einem Studio direkt beim Times Square und habe extrem viel gelernt.»

Immer diese Männerwitze

Das ist jetzt zwanzig Jahre her. Sternel war damals eine von vier Frauen unter rund fünfzig Mitarbeitenden – das Verhältnis hat sich bis heute nicht gross verändert. Doch in den USA sei man in der Branche viel respektvoller mit ihr umgegangen als in Deutschland. Es sei manchmal schon ermüdend, sich als Frau immer diese Männergespräche und Männerwitze anzuhören und sich tagtäglich in dieser Welt zu behaupten und seine Kompetenz zu beweisen. Trotzdem: «Es gibt eine Handvoll Frauen, die sich durchbeissen und nicht frustriert werden», so Sternel. Sie ist eine davon.

Am Freitag, dem 28. August, um 21 Uhr treten die Musikerinnen mit ihren Songs im Café Kairo in Bern auf. www.cafe-kairo.ch